

Leben und Arbeiten im Schwarzwald früher und heute

Auch heute noch ist die Landschaft des Schwarzwaldes geprägt von ausgedehnten Waldungen mit eingelagerten Rodungsinseln, die mit abnehmender Höhenlage mehr und mehr zunehmen und den Wald verdrängen. Auf Hochflächen der Südost-Abdachung und entlang der Täler breitet sich Grünland aus, Hänge und Höhen sind von Hochwald bestanden. Nur in den tieferen und günstigeren Lagen mischt sich zunehmend Feldbau dazwischen. Die zum Rhein hin exponierten Höhenlagen sind tief durchschnitten von steilen, oft ganzjährig schattigen Tälern mit ihren reißenden Gebirgsbächen. Aus diesen Elementen setzt sich das für den Fremden so reizvolle Landschaftsbild des Schwarzwaldes zusammen: Sanfte Wiesentäler mit schweren alten Höfen in Hanglage, romantische Mühlen in schaurig dunklen Schluchten, Weidevieh auf geschwungenen, saftigen Gebirgsweiden, urwaldartige Waldungen, Höhen mit herrlichem Rundblick. Er genießt Naturnähe und ungewohnte Einsamkeit, eine alte Bauernkultur und ihre anheimelnde Gastlichkeit, - und das alles auf dem Stand heutiger Infrastruktur. Und sitzt damit romantisierend einem Trugbild auf.

Der Schwarzwald war und ist siedlungsfeindlich. Er wurde, von Ausnahmen abgesehen, erst sehr spät besiedelt, ab dem 11. und 12., die Höhenlagen erst im 15. Jahrhundert. Anlaß waren gezielte Kolonisationsprogramme der Landesherren, oft vermittelt durch Klöster, und die zunehmende Überbevölkerung in den Altsiedellandschaften. Gerodet wurde entlang der Täler, in denen sich Einzelhöfe oft in großen Abständen reihten. An besonderen Stellen, beispielsweise an Schnittpunkten wichtiger Wege, entstanden mit Kapellen und Höfen mit Schankrecht lokale Zentren für Gottesdienst, Verwaltung und Rechtsprechung dieser oft weiträumigen Siedlungsgemeinschaften, wichtige Orte des sozialen Kontaktes. Die Siedler mußten angelockt werden, sie waren freie Bauern mit steuerlichen Vergünstigungen und besonderen Rechten. Denn die geringmächtigen, jungen Rohböden des Grundgebirges, Granit und Gneis, sowie des Buntsandsteins sind wenig fruchtbar, in Tallagen oft sauer und naß, die Höhen im Sommer oft zu trocken. Erhebliche Flächen liegen in Steillage und sind nur schwer zu bewirtschaften. Das Klima ist generell rau, launisch-wechselhaft und in den Übergangsjahreszeiten oft stürmisch-naß bis zum Orkan. Entscheidend sind die geographische Exposition wie Schattenhang und Sonnenhang, und die Höhenlage, die ab 800 m schwierig wird und über 1.000 m einen Getreideanbau fast unmöglich macht. Hohe Niederschläge zwischen 1.100 und 1.800 l/qm und das Fehlen eines eigentlichen Frühjahrs sind die Folgen. Oft fällt noch im April oder sogar in den ersten Maitagen der letzte Schnee, die Tage der Eisheiligen bringen regelmäßig empfindliche Temperaturrückschläge, der September die ersten Frühfröste und der Oktober immer wieder den ersten Schnee. Die Vegetationszeit liegt damit in vielen Jahren unter 6 Monaten, die dem Landwirt zur Verfügung stehende Zeit liegt erheblich darunter. Der Volksmund sagt: „Am 15. Mai ist der Winter vorbei“ und „Hier gibt es 5 Monate Winter und 7 Monate sind kalt“. Gottseidank stimmt das nur bedingt, denn es gibt auch schöne, richtig heiße Tage im leider viel zu kurzen Sommer, und auch der Herbst bringt bei oft kalten Nächten klare, warme Tage mit herrlicher Weitsicht.

Die Aussaat frostempfindlicher Kulturen erfolgt deshalb erst Mitte Mai, oft mußte bei einsetzendem Schnee das unreife Getreide gemäht werden, um es wenigstens als Viehfutter zu retten. Ein solches Jahr war ein Hungerjahr, denn die einsamen und abgelegenen Höfe waren Selbstversorger und auf eigenes Getreide angewiesen, sei es Roggen für Brot oder nur Hafer für das berühmte-berühmte „Habermus“. Statistisch erbrachte dieser

Risikoanbau im Rahmen der Feld-Gras-Wirtschaft in den Höhenlagen über 1.000 m in zwei von drei Jahren eine erfolgreiche Ernte, über 1.200 m nur noch jedes dritte Jahr. Und die Erträge waren schlecht, weniger als ein Viertel der heute möglichen Mengen, denn der Dung der eingestallten Tiere reichte gerade einmal für die wichtigen Gärten mit Kohl und Gemüse. Die Böden waren so arm, daß sie erst nach vier bis fünf Jahren als Wiese wieder unter den Pflug genommen werden konnten.

Sinn der täglichen Arbeit des Bauern war die Sicherung des Lebensunterhaltes seiner Familie, die in die zu verrichtenden Tätigkeiten voll mit einbezogen war und meist drei Generationen umfaßte. Konkret ging es dabei um die Erzeugung einer ausreichenden Menge an Getreide, später auch Kartoffeln, Fleisch in der haltbaren Form von Wurst und Speck, Milch, Gemüse, Most, Brennholz, also um die Selbstversorgung mit Lebensmitteln. Das ganze Trachten des Bauern und seiner Familie galt dem nächsten Winter. Jede für Grasland geeignete Fläche wurde gerodet und, soweit nicht als Feld bebaut, als Mahdwiese genutzt. Auch steilste Hanglagen wurden von Hand gemäht, auch von darauf spezialisierten Mähderkolonnen, die sich auf den Höfen verdingten. Das Vieh wurde zur Weide in den Wald getrieben, das Grasland war für eine Beweidung viel zu wertvoll. Jede noch so geringe Menge Heu verschwand in den riesigen Dachgebirgen der Schwarzwaldhäuser. Hiervon hing in den langen Wintern das Überleben des Viehs und damit auch der Menschen ab. Ohnehin wurde nur das wertvollste und gesündeste Vieh mit in den Winter genommen, alles andere geschlachtet und durch Salzen und Räuchern konserviert, schlecht Konservierbares auf Schlachtfesten reihum gemeinsam mit den Nachbarn verzehrt, einer der wenigen Anlässe sozialen Kontaktes im größeren Kreis. Dennoch mußte oft der Wintervorrat an Heu und Stroh durch Scheiteln gestreckt werden. Hierbei wurden im Frühsommer in großem Umfang junge Äste mit frischem Blattgrün von den Stämmen gehauen und getrocknet. Dennoch wird berichtet, daß das Vieh nach langen Wintern gelegentlich auf die Wiesen getragen werden mußte, weil es sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Und den Menschen ging es dann sicher nicht viel besser.

Ohnehin war die Ernährung einfach, wenig abwechslungsreich und abgesehen von der Zeit der Schlachtfeste eher knapp als reichlich. Weitverbreitet waren Mehlsuppen und das „Habermus“, gequetschter Hafer, der je nach Vermögen mit Wasser oder entrahmter Milch zu einem dicken Brei gekocht wurde. Im Topf oder einer großen Schüssel auf dem Tisch angerichtet, wurde es gemeinsam daraus gegessen. Den Löffel dazu brachte man mit, oder er lag in der Tischschublade und ging reihum. Dieses Habermus gab es bis zu fünfmal am Tag, im Sommer gegen 5.00 Uhr nach dem Melken, um 9.00 Uhr zum Frühstück, zu Mittag, zum Vesper am Nachmittag und zum Abendessen. 15 Stunden Arbeit täglich, sieben Tage die Woche das gleiche Essen, jahrein, jahraus. Dazu Brot. Variiert werden konnte das Habermus mit geschmälzter Butter, hinein geschnittenem Trockenobst oder Speck. Nur an Sonntagen gab es mittags Fleisch, oft Rauchfleisch mit Kraut. Ein Segen war das Aufkommen der Kartoffel. Sie gedieh auch in größeren Höhen, gekocht oder als „Brägele“, Bratkartoffeln mit Stücken von Speck oder Wurst waren sie eine willkommene Abwechslung. Zu trinken gab es neben Wasser Most oder Milch. Während der Erntezeit und der kräftezehrenden Zeit des Dreschens der eingefahrenen Garben mit dem Dreschflügel auf der Tenne, zehn Stunden am Tag, manchmal bis ins neue Jahr, gab es wie bei der Waldarbeit Roggenbrot und Speck oder gerauchte Wurst, dazu bereits am frühen Morgen selbst gebrannten Schnaps, oft Kirschwasser. Salat und Gemüse, mit Ausnahme des Sauerkrautes, gab es nur in der warmen Jahreszeit. Im Winter nur getrocknetes Obst und Waldbeeren sowie Latwerg, eingekochtes Mus z.B. von Zwetschgen. Nur Feiertage und Familienfeste unterbrachen diese Eintönigkeit mit Suppen und Braten, Krapfen und Gebäck. Vitaminmangel und Fehlernährung forderten ebenso

wie die harte körperliche Arbeit ihren Tribut: verbreitete Gebrechen und geringe Lebenserwartung.

Die Tätigkeiten des Bauern waren aber trotz aller Mühsal im einzelnen kein stumpfes Schuften. Sie ließen der individuellen Entscheidung ausreichende Spielräume, ja erforderten diese in hohem Maße. Gerade unter den schwierigen, nie vorhersehbaren Wirtschaftsbedingungen des Schwarzwaldes waren Selbständigkeit, Erfahrung, eine gewisse geistige Wendigkeit und handwerkliches Geschick unabdingbar. Das Ziel war in erster Linie ein Auskommen mit dem, was der eigene Grund und Boden hergab, erst in zweiter Linie ein Geld-Einkommen aus dem Verkauf der Produkte, die den Eigenbedarf überstiegen.

Voraussetzung hierfür waren Fleiß, Sparsamkeit und sorgsamer Umgang mit dem oft Wenigen, das auch in Zukunft die Existenz sichern mußte. Scheinbarer Geiz und haar-spalterische Streitereien hatten oft hier ihre wahre Ursache, denn auch scheinbar Geringfügiges konnte das Überleben sichern. Die Arbeit erforderte vom Bauern eine umfassende Kompetenz, auch wenn in eine Arbeitsteilung zwischen Bauer und Bäuerin, zwischen Alten und Jungen, Bauern und Dienstboten vorherrschte. Die Bäuerin war mehr für Haus, Stall und Garten zuständig, der Bauer mehr für Feld und Wald. Auch wenn jeder seinen Bereich für sich hatte, gab es viel gemeinsame Arbeit, übergreifende Kooperation, manchmal gleichberechtigt, meist jedoch hierarchisch auf den Bauern als Herrn im Hause ausgerichtet. Nur auf den großen wohlhabenden Gesindehöfen überließ die Bauernfamilie die tägliche harte Arbeit ihren Knechten und Mägden und beschränkte sich auf Planung und Organisation ihrer Wirtschaft und die Überwachung der Tätigkeiten. In Notzeiten allerdings, in Kriegszeiten bis in die jüngere Vergangenheit hinein, konnte aber auch die Bäuerin mit ihren Kindern und gegebenenfalls Gesinde den Hof allein umtreiben.

Die Arbeit des Bauern war verwoben in seine Familien- und Besitzgeschichte. Von klein an spielte sich Stück für Stück die Aneignung des Besitzes ab, Aneignung im tätigen Sinne. Man verwächst mit dem Besitz, von dem die eigene Existenz abhängt. Bauer wurde man durch Abschauen und Nachmachen; Erfahrungswissen und feste Regeln, z.B. Wettersprüche, halfen bei der Entscheidung. Das Wissen um das Gewesene war deshalb eine wichtige Voraussetzung für den Erfolg des Bauern.

All das prägte den Charakter des Schwarzwälders: Konservativ und zurückhaltend, sparsam bis zum Geiz, geschäftstüchtig, oft nachdenklich bis grüblerisch veranlagt, handwerklich geschickt und tüftlerisch begabt, vorgeblich hinterwäldlerisch mit oft verblüffender Weltoffenheit, ein verschmitzter Lebens- und Überlebenskünstler, den man nicht unterschätzen sollte.

Das Leben der Bäuerin verlief, biologisch und sozial bedingt, anders als das des Bauern. Zehn und mehr Geburten, teilweise mit weniger als zwölf Monaten Abstand, galten als natürlich, ebenso die extrem hohe Kindersterblichkeit. Kinderkriegen und Kinderaufziehen band die Frau ans Haus, die Feldarbeit mit schwerem Gerät blieb ebenso eine Domäne der Männer wie die Vertretung der Familie nach außen in allen Angelegenheiten des Rechts und der Gemeinde.

Diese Unterordnung der Frauen unter den Willen des Ehemanns blieb bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts unangetastet. Dennoch konnten die Schwarzwälderinnen dieses patriarchalische Leitbild im allgemeinen für sich durch das Selbstvertrauen und das Selbstbewußtsein ausgleichen, das sie aus ihrer täglichen Arbeit gewannen. Die schönen Kälber im Stall, das gute Futter, das selbstgebackene Brot und die eigen gefertigte Butter

waren sichtbares Zeugnis ihres Wissens und Könnens, ihr täglicher Beitrag zum gemeinsamen Wirtschaften, zum Überleben und zum Wohlergehen des Hofes und seiner Familie.

Selbst die Feierabendgestaltung der Frauen kannte keine Untätigkeit, vergleichbar etwa mit der Wirtshausgeselligkeit der Männer. Mit Spinnen, Stricken und anderen Hausarbeiten waren die Abende angefüllt. Gelegentlich traf man sich dazu in der Nachbarschaft. Das „Lichtstubengehen“ vor allem der jungen Frauen hatte dabei zuallererst die Herstellung einer Aussteuer als Zweck. Hierzu traf man sich an den Winterabenden reihum auf den Höfen zu gemeinsamer Handarbeit, aber auch zum Erzählen und Singen. Auch die jungen Burschen hatten Zutritt und so Gelegenheit zur vergleichenden Brautschau unter der wachsamen Aufsicht der älteren Frauen. Nur der sonntägliche Kirchgang und die wenigen, zählbaren Feste im Jahres- und Lebenslauf gehörten zu den ersehnten Anlässen festlich-freudiger Untätigkeit der Frauen.

Da der Erfolg der bäuerlichen Arbeit maßgeblich abhängig war vom jeweiligen Besitz an Grund und Boden, ebenso wie auch der soziale Status des Bauern selbst in seiner Gemeinde, bedeutete Besitzausweitung Lebensverbesserung und Status-aufwertung. Offen oder verdeckt drehte sich deshalb das ganze Leben und Trachten der Bauernfamilien um Erhaltung und Vermehrung des Besitzes. Ein wichtiges Ereignis in diesem Zusammenhang war die Heirat. Bei Eheschließungen blieben die dörfliche Oberschicht und die Unterschichten unter sich. Nicht die Persönlichkeit des Ehepartners, nicht Zuneigung und Liebe waren ausschlaggebend, sondern die wirtschaftliche Situation, die richtige Konfession und die Konstitution. Der Bauer heiratete keine Schönheit, sondern die Gesundheit der Bäuerin, ihre Kraft und Ausdauer waren wichtig, vor allem wenn die Mitgift nicht hoch war. Als Grundregel galt, daß der Besitz nicht geschmälert werden durfte. Da dieser Besitz auch eine Garantie der Altersversorgung des Altbauern war, verfügten die Alten, aus ihrer Sicht zu Recht, auch über die Wahl der Ehepartner ihrer Kinder, bevor sie den Besitz übergaben. Detaillierte Eheverträge, aber auch ebenso detaillierte Übergabe-Verträge mit den Hofnachfolgern legen davon Zeugnis ab.

In Anerbegebieten wie dem Schwarzwald wurde der Hof nur einem Erben übertragen, damit er in seiner Größe, der Voraussetzung seiner Wirtschaftlichkeit, erhalten blieb. In der Regel erbte der jüngste Sohn, denn der Bauer gab so spät wie möglich ab und die ersten Kinder waren dann ebenfalls schon im fortgeschrittenen Alter. Aber auch der Erbgang über eine Tochter war möglich. Nicht erbberechtigte verließen dann oft den Hof des Erben. Dieses Erbrecht hatte zweierlei Folgen: einerseits reichte die Arbeitskraft der den Hof übernehmenden Familie nicht mehr aus, um die großen Höfe umzutreiben. Der Bauer benötigte Dienstboten, Knechte und Mägde, das Gesinde. Andererseits schuf dieses Erbrecht eben auch Arbeitskräfte, die kein eigenes Land bewirtschaften konnten, sich also verdingen mußten. So konnte ein Knecht also sowohl ein nicht erbberechtigter Bauernsohn sein, aber auch der Sohn einer Dienstmagd.

Dienstboten mußten sich „verdingen“, d.h. der Bauer konnte über sie als Dinge verfügen, eine Bezeichnung, die genug aussagt über das zwischenmenschliche Verhältnis von Dienstherr und Dienstbote. Das zeigte sich schon in der Anrede: Der Bauer wurde gesiezt, das Gesinde geduzt. Regionale Gesindeordnungen, die bis 1918 im Kraft blieben, regelten das Dienstverhältnis:

Das Gesinde ist schuldig, seinen Dienst redlich, fleißig und aufmerksam und mit Geschick bei Tag und Nacht unverdrossen nach dem Willen der Dienstherrschaft, und, soviel wie

möglich, zu deren Nutzen zu besorgen. Ausgenommen sind nur solche Befehle, welche auf etwas gesetzlich Unerlaubtes gerichtet sind. Im übrigen muß sich das Gesinde allen häuslichen Anordnungen und Einrichtungen der Herrschaft unterwerfen, Befehle, Ermahnungen, auch ernstliche Zurückweisungen mit Bescheidenheit annehmen!“

Von Lichtmeß zu Lichtmeß oder Martini zu Martini wurden die Arbeitskontrakte auf ein Jahr mündlich und mit einem Handgeld vereinbart. Der vereinbarte Jahreslohn wurde am Ende der Dienstzeit ausgezahlt. Um 1890 konnte ein Roßknecht auf einem großen Hof bis zu 300 Mark verdienen, ein Ackerknecht 150 Mark, eine Stall- und Hausmagd zwischen 120 und 170 Mark, je nach ihren Fähigkeiten. Oft lag der Lohn aber wesentlich darunter. Neben freier Unterkunft und Verpflegung waren noch Sachleistungen Gegenstand des Gedinges, so z.B. ein Paar getragene Stiefel, ein Hemd, Stoff für ein Kleid. Dazu kamen bei besonderen Anlässen wie Viehverkäufen, der erfolgreichen Ernte oder Festen wie Weihnachten ein Trinkgeld. Die Unterkunft war nur auf großen Höfen eine gemeinsame Gesindekammer, ungeheizt, jeweils für Knechte und Mägde. Oft mußte im Hausgang oder Stall ein Schlafplatz gesucht werden. Selten aß das Gesinde zusammen mit dem Bauern in der Stube das gleiche Essen, oft bekam es ein schlechteres in der Küche oder vor dem Haus. Und wenn der Bauer den Löffel weg legte, war für alle das Essen vorbei.

Eine Versicherung wurde nur bei besseren Stellungen bezahlt, für Alter und Krankheiten gab es keine gesicherte Versorgung. Ein eigener Hausstand konnte zeitlebens nicht geführt werden, ebenso war eine Heirat in der Regel nicht möglich, da hierfür jegliche wirtschaftliche Voraussetzungen fehlten. Ein kranker oder verletzter Knecht mußte nur für eine Woche versorgt werden, dann konnte er des Hofes verwiesen werden. Auch alte Knechte kamen selten in den Genuß eines Gnadenbrot. Mit einem Stab und einem Sack, in dem ein Brot und – wenn sie Glück hatten – ein Geldstück enthalten war, dem Bettelsack, wurden sie auf die Straße geschickt. Dazu erhielten sie den Bettelbrief, eine Bescheinigung des Bauern, der sie aus seinem Dienst entließ. Der berechnete zum straf-freien Betteln zur Bestreitung ihres Unterhaltes. Die Selbstmordrate unter Knechten war deshalb sehr hoch. Mägde erhielten eher ein Gnadenbrot, da sie oft die Kinder des Bauern mit aufgezogen und damit Anschluß an die Familie gefunden hatten.

Viele nicht Erbberechtigte wanderten deshalb aus dem Schwarzwald ab, nahmen als Söldner den Militärdienst an oder versuchten mit einer Tätigkeit im Umfeld der Landwirtschaft zu überleben und eine Existenz zu gründen. Besonders der Wald bot hier einige Möglichkeiten.

Ohnehin lebte der Schwarzwaldbauer immer sehr intensiv mit und von seinem Wald. Hier bezog er sein Bau- und Brennholz, das Rohmaterial für vieles Gerät, hier weidete er Rinder und Schweine, Schafe und Ziegen, ging er auf die niedere Jagd und ließ Beeren, Wildgemüse, Kräuter und Pilze als wichtige Nahrungsergänzung sammeln. Der Einschlag wertvoller Bau- und Schiffshölzer, vor allem der Tanne, brachte ihm das begehrte bare Geld. Die Größe der „Schäppel“, der für den Schwarzwald typischen prächtigen Brautkrone, das Statussymbol eines Hofes und der auf ihm ansässigen Familie, richtete sich nicht nach Viehbestand, Feldfläche oder Grasland, sondern nach der Größe des Waldbesitzes. Und der Wald ermöglichte einer großen Zahl von Menschen das Überleben, die durch das Anerbenrecht aus der Erbfolge der großen Höfe ausschieden oder von ihrer kleinen Landwirtschaft nicht leben konnten. Eine Vielzahl von Handwerken und Tätigkeiten basierte auf der Nutzung des Waldes und seiner Produkte und ermöglichte ihnen ein wenn auch oft nur kärgliches Auskommen: Jäger und Hirten, Holzhauer und Flößer, Harzer, Pechsieder und Rußer, Köhler, Pottaschensieder und

Holzhauer und Flößer, Harzer, Pechsieder und Rußer, Köhler, Pottaschensieder und Glasbläser, Salpeterer, Säger, Zimmerer und Schreiner, Schindelmacher, Löffelmacher, Knopfmacher und Drechsler, Uhrmacher, Uhrenschildmaler und Uhrenträger, dazu Erzsucher und Bergknappen, Müller und Immenschneider, Kräuterweiber und Heiler, in den städtischen Siedlungen Stellmacher, Küfer, Wagner, Händler, Verleger, kleine Fabrikanten und viele mehr.

Dabei unterschied sich dieser Wald grundlegend von dem heutigen: Bis in die Gipfellagen war der Schwarzwald von einem Laubmischwald aus Buche, Tanne und anderen Laubholzarten bestanden. Die uns heute so charakteristische Fichte erscheint erst im Rahmen der Aufforstungsprogramme des 18. und 19. Jahrhunderts. Damals war der Hutewald durch Überweidung, die anderen Waldungen durch Raubbau-ähnliche vielfältige Nutzungen, durch flächenhafte Rodungen für die Holzflößerei z.B. nach Holland, vor allem aber im Rahmen der Holzkohle- und Pottaschegewinnung für die Glasbläserei so degeneriert und zerstört, daß weite Gebiete des Schwarzwaldes verkahlt waren und zu erodieren drohten. Damals erst begann die heute unsere Landschaft so prägende, geplante Forstwirtschaft des Schwarzwaldes.

Und heute? Nur noch ca. 7% der Erwerbstätigen sind im Kreis in der Land- und Forstwirtschaft tätig. Das führt zu einem zunehmenden Problem: der immensen Verschlechterung der die Landschaft erhaltenden Arbeit der Landwirte. Zunehmend werden unrentable und mit Maschinen nicht mehr zu bearbeitende Steillagen und Hänge sowie saure Talwiesen aufgelassen und aufgeforstet. Wohngebiete und Industrieanlagen machen sich in hochwassersicher gemachten Talauen breit, die bisher nur extensiv für die Heumahd genutzt wurden. Das Höfesterben nimmt erschreckende Ausmaße an. Von 3.787 Höfen des Kreises, die in den 80-er Jahren untersucht wurden, hatten schon damals nur ein Drittel, 1.352 Höfe, einen gesicherten Nachfolger. Nur noch 190 sollten als Vollerwerbsbetriebe weiter geführt werden. Hinzu kommt eine alarmierende Überalterung der derzeitigen Betriebsleiter und die fehlende Bereitschaft junger Frauen, auf Höfe zu heiraten.

Die jahrhundertealte Kulturlandschaft des Schwarzwaldes mit dem sensiblen Gleichgewicht ihres Naturhaushaltes verändert sich für den Kundigen zunehmend und immer schneller. Emissionen aus Industrie, Verkehr und Landwirtschaft setzen den Wäldern zu, die Schäden der letzten Orkane veränderten ganze Talschaften, sind allerdings auch eine Chance für die Forstwirtschaft auf ihrem Weg zurück zu einem naturnahen Wald mit zunehmendem Anteil an Laubwald. Balken und Bretter aus den Wäldern unseres Kreises werden in entfernte Gebiete des In- und Auslandes verkauft, der Bedarf an Zellstoff für die Papierherstellung wächst zunehmend. Daher werden Jahr für Jahr größere Mengen an Schwachholz für die Papierindustrie aufbereitet, Starkholz und Brennholz dagegen stagnieren und bewirken, daß heute sehr viel unverkäufliches Restholz im Wald verbleibt. Hatten in der Nachkriegszeit steigender Holzbedarf und billige Arbeitskräfte noch für hohe Erträge aus der Waldwirtschaft gesorgt, die manchen Gemeinden die Finanzierung des Wiederaufbaus nach dem Krieg, die Finanzierung von Schulen, Schwimm-bädern, Gemeindehallen und Straßen ermöglichte, haben die ständig steigenden Betriebs- und Verwaltungskosten bei sinkenden Holzpreisen, verschärft durch die großen Mengen an Sturmholz der letzten Jahre, die Holzerlös-Situation so verschlechtert, daß nur die gute Waldgesinnung der Gemeinden einer Vernachlässigung der Waldungen entgegen wirkt. Besonders betroffen sind hier wieder die zahlreichen waldbesitzenden Hofgüter des Schwarzwaldes. Bei ihrer landwirtschaftlichen Grenzertragslage kommt dem bäuerlichen Wald verstärkt eine wesentliche Ausgleichsfunktion zu.

Bei Investitionen, Mißernten, Hausinstand-setzungen und Erbfällen vermag oft allein der Wald die notwendigen Gelder bereitzustellen.

Die aus der Landwirtschaft abgewanderte Bevölkerung hat – zusammen mit den besonders in der Nachkriegszeit Zugewanderten – in der Industrie und im Dienstleistungssektor vielfältig Unterschlupf finden können. Hierbei kam ihr ihre jahrhundertealte, auf gewerblicher Betätigung und technischer und wirtschaftlicher Begabung basierende Tradition zugute. Mit ca. 25% Industriebeschäftigten der Wohnbevölkerung in Betrieben mit mehr als 10 Mitarbeitern hat der Schwarzwald-Baar-Kreis eine Spitzenstellung in Baden-Württemberg mit einem Landesdurchschnitt von ca.17%. Bei einem Landesdurchschnitt von ca.25% liegt die Exportquote des Kreises bei ca. 30%. Die Arbeitslosenrate liegt derzeit zwischen 5 und 6%. Davon können andere Regionen in Deutschland nur träumen. Die Industriestruktur ist vielfältig, Klein- und Mittelständische Betriebe, oft in Familienbesitz, dominieren. Eine Spitzenstellung haben die Elektrotechnik, die Feinmechanik inklusive der Uhrenherstellung, und die metallverarbeitende Industrie einschließlich Maschinenbau, Büromaschinen und EDV, danach kommt in der Statistik die Kunststoff-, Eisen-, Blech- und Metallwarenindustrie, Textil- und Bekleidungsindustrie, Sägereien und Holzverarbeitung, Druck und Papierverarbeitung sowie Nahrungs- und Genussmittel. Im Dienstleistungssektor spielen der Tourismus, das Gaststättengewerbe und das Kurwesen immer noch eine wichtige Rolle, Handel und Handwerk sind bedeutend und auch die Bildungs-, Ausbildungs- und Forschungseinrichtungen im Kreisgebiet stehen auf hohem Niveau und sind nicht selten international anerkannt und erfolgreich. Es ist eben immer noch eine eigenständige, interessante und reizvolle Region, dieser unser Schwarzwald!

24.11.2002
Bernd-J.Möller
Waldau 4
78126 Königsfeld-Buchenberg
07725 - 2275